

lich ab vom Mechanischen und hin zum Organischen! Phidias, der zuerst das *ex ungue leonem* als den leitenden Grundsatz jeder echten künstlerischen Thätigkeit aufstellte, stellte damit — bewußt oder unbewußt — auch zuerst den leitenden Grundsatz jeder echten geistigen Erkenntniß auf. Cuvier hat denselben auf die äußeren Organismen des Naturlebens angewandt; in Bezug auf die innere Organisation des Weltlebens harret er noch seiner Durchführung. Aus der Klaue den Löwen und aus dem Menschen die Welt! Die Griechen betrachteten die Welt menschlich; die Modernen betrachten die Welt weltlich; es erübrigt nun noch, den Menschen weltlich zu betrachten. Wie Alles Vorhandene, so geht auch das Denken seinen stufenmäßigen Gang; es entwickelt sich absatzweise; es vervielfältigt sich; es organisirt sich.

Das Wesen des Organischen in Natur wie Kunst beruht darauf, daß es schöpferisch ist; daß es, anscheinend widersinnig, desto mehr wird, je mehr man von ihm wegnimmt; und zwar in organischer Weise von ihm wegnimmt. Wer zeugt oder schafft, giebt etwas von seinem Wesen weg; aber er vermehrt es eben dadurch. Die niedere Mathematik beruht darauf, daß die darin verwendeten Grundeinheiten als stetig gleich angenommen werden; auf diesen Grundsatz ist unser gewöhnliches Zahlensystem oder die Elementarrechnung gebaut; die höhere Mathematik beruht darauf, daß jene Grundeinheiten als annähernd gleich — also halb gleich und halb ungleich — angenommen werden; hierauf ist die sogenannte Wahrscheinlichkeitsrechnung begründet; die höchste Mathematik beruht darauf, daß die Grundeinheiten als individuell — also stetig ungleich — angenommen werden; man darf sie als die Rechnung mit dem Lebendigen oder als die Wahrheitsrechnung bezeichnen. Dieser Name erklärt sich selbst; denn es ist ein logisch und physisch längst erwiesener Grundsatz, daß es zwei oder mehr einander gleiche Dinge in der Welt nie gab noch geben wird; diese unzweifelhafte Wahrheit sollte daher eigentlich allem Rechnen zu Grunde liegen; und man sollte sich stets gegenwärtig halten, daß unser gewöhnliches Zahlensystem auf einer an sich unhaltbaren Hypothese beruht. Ein Ei und eine Nuß kann man nicht addiren; sie sind individuelle Größen; und werden hier nur als solche betrachtet. Der Satz, daß  $2 \times 2 = 4$  ist, gilt in der höchsten Mathematik nicht; denn für diese ist der Begriff 2, welcher auf der hypothetisch angenommenen Identität zweier Größen beruht, überhaupt nicht vorhanden; sie kennt, wie das Leben selbst, nur Einheiten. Eher würde noch nach ihren Grundsätzen  $1 + 1 = 3$  sein; denn aus der Einwirkung eines ersten auf einen zweiten Organismus kann sich ein dritter Organismus entwickeln, welcher keinem der andern beiden gleicht. Es ist dies der Vorgang der Zeugung im geistigen und physischen Sinne. Die höchste Mathematik ist also eine Rechenkunst, welche nicht bis fünf, ja genau genommen nicht einmal bis zwei zählen kann; sie steht in einer gewissen Verwandtschaft mit den sogen. ideographischen Sprachen,

Höchste  
Mathematik.

Salz

dem Chinesischen und Altbabylonischen, welche nicht mit einer begrenzten Anzahl Lautzeichen von stets gleichbleibendem Werth, wie wir in unserm Alphabet, sondern mit einer unbegrenzten Anzahl von unter sich ganz ungleichwerthigen Wort- und Begriffszeichen operiren. Es sind dies uralte Sprachen und so schließt sich wieder die früheste mit der spätesten Entwicklung des menschlichen Geistes zum Ringe zusammen. Individuelle Wortzeichen und individuelle Denkgrößen entsprechen sich; jene Sprachmethode giebt ein äußerliches und thatsächliches, diese Denkmethode ein innerliches und grundsätzliches Bild von der unendlichen Mannigfaltigkeit des Weltlebens. Der oberflächlichen Betrachtung scheinen die Dinge, welche etwa einer Gattung angehören, alle gleich; der genaueren Betrachtung scheinen sie unter sich unähnlich; die genaueste Betrachtung erkennt sie als von einander grundverschieden; demgemäß haben sich die drei Stufen der Mathematik entwickelt.

Dreierlei  
Kunst.

Ebenso lassen sich innerhalb der Kunst diese drei Stadien der Identität, der Ungleichheit, der Individualität unterscheiden; wie formell in den „eleganten“ Lösungen eines mathematischen Problems, führt die Mathematik hiernach auch ideal zur Kunst hinüber; beide entwickeln sich in gleichem Stufengang. Denn jedes Kunstschaffen ist eine mehr oder minder direkte, eine mehr oder minder umfangreiche, eine mehr oder minder eingehende Spiegelung der Außenwelt; je schärfer ein Kunstwerk seinen Gegenstand, zugleich sinnlich und geistig, wider spiegelt, desto besser ist dasselbe; und zu diesen Gegenständen gehören auch die geistigen Vorstellungen der Menschheit, des Volkes, des Einzelnen. Jeder beliebige Gegenstand verhält sich zu seinem Spiegelbild, nach den Gesetzen der Optik wie des Geistes, streng symmetrisch; das letztere ist eine Wiederholung des ersteren und also in gewisser Hinsicht mit ihm identisch; beide stehen dadurch zu einander in dem Verhältniß einer hypothetischen Gleichheit. Jeder Gegenstand verhält sich aber auch zu seinem Spiegelbild streng rhythmisch; denn das letztere ist zwar eine Wiederholung, aber eine abgeschwächte Wiederholung des ersteren; dadurch hat eine Verschiebung des geistigen Schwerpunktes zwischen beiden stattgefunden und sie sind deshalb einander in gewisser Hinsicht ungleich. Jeder Gegenstand verhält sich endlich zu seinem Spiegelbild sozusagen unendlich; denn unendlich ist die Zahl der Spiegelbilder, die sich von einem Gegenstand nehmen lassen und von denen jedes die obigen Eigenschaften hat; dadurch wird jeder Gegenstand, als Einheit genommen, zum Centrum einer Welt von Spiegelbildern, welche von ihm ausgehen können und von denen keins dem anderen thatsächlich gleich ist. Diese drei Stadien des Kunstschaffens und der Kunstauffassung finden sich auch historisch entwickelt: die ägyptische Kunst, soweit sie überhaupt zu einem Stil gelangt, kennt nur Symmetrie; die griechische fügt dieser den Rhythmus hinzu; und die moderne Kunst, wie sie ihre extremste Entwicklung in Rembrandt gefunden hat, schließt ab mit dem Individualismus. Der niederen Mathe-